

CARSTEN LEINHÄUSER

**Die Dinos dachten
auch, sie hätten
noch Zeit**

Kirche muss sich
endlich ändern

Mit Messerschnitten von
Martin Glomm

*»Lebe das, was du vom Evangelium verstanden hast.
Und wenn es noch so wenig ist.
Aber lebe es.«*

Frère Roger

*Für all jene, die versuchen, Jesus nachzufolgen.
Auf dass wir niemals vergessen mögen,
dass wir Lernende sind.
Und Suchende.
Und Liebende.
Ein Leben lang.*

Inhalt

Die Dinos dachten auch, sie hätten noch Zeit.....	9
Die guten alten Zeiten	21
Mittelgroße Hunde. Kleine Marder.....	25
Du bist doch auch einer von denen!.....	30
Was wächst. Was nicht. Oder: »Gärtnern für Hoffende«..	33
Meditation beim Mistschaufeln.....	39
Das stinkt zum Himmel	43
Gemeinsam Mist schippen: Der Synodale Weg.....	47
Immer wieder sonntags.....	52
Aufwachen	57
Haltung	61
Beten	62
Ganz anders.....	66
Neuevangelisierung.....	71
Die sieben Werke der Barmherzigkeit	76
»Der Zölibat ist ein Geschenk für die Kirche«	77
Aufsatteln und festhalten.....	79
Bist Du noch da?.....	86
Mehr als fromme Soße?.....	89
Die Hirtin	91
»Immer wieder diese Homos ...«.....	95
Liebe gewinnt.....	100
Eine Strafe Gottes?.....	103
Die ganze Botschaft in einem Satz	104
Richtig, lieber Mitbruder Georg	105
SEX!	109

Angst. Mut.....	112
Achterbahn.....	115
Klare Ansage.....	118
Trotzdem	120
Lass uns noch etwas bleiben	122
In den Wellen.....	125
Narrenschiff.....	129
Niederknien.....	131
Esperança Em um Novo Dia.....	134
Der Traum vom Fliegen	139
Festgefahren	144
Achtung, Gefahr!.....	147
Gespielt wird zusammen	149
Rom	151
Mächtig und reich	154
Kirche geht auch anders	159
Fundamental.....	165
Weil wir euch brauchen.....	169
Im Büro vom Chef.....	173
Kommt her. Mir nach!	178
Zehn Gebote für eine Kirche von morgen	180
Und plötzlich siehst du Farben.....	185
Viten	186
Quellen und Anmerkungen.....	189



Die Dinos dachten auch, sie hätten noch Zeit

Sie sind groß. Sie sind stark. Sie sind gewaltig. Sie bevölkern die gesamte Erde. Ihre Schritte lassen den Boden erbeben. Mit mächtigen Flossen durchpflügen sie das Meer. Mit weiten Schwingen erheben sie sich in die Lüfte. Sie geben den Ton an. Sie sind die Krone der Schöpfung!

Und sie sind: tot. Ausgestorben, vom Angesicht der Erde verschwunden.

Nur ein paar versteinerte Knochenreste haben sie hinterlassen. Sie sind: Geschichte.

Die Dinosaurier.

Bis heute weiß niemand so genau, warum sie vor etwa 65 Millionen Jahren verschwunden sind. So lange waren sie vergessen, dass sie noch nicht mal in der Bibel auftauchen. Kein Extratag in der Schöpfungsgeschichte für die Erschaffung der Dinosaurier. Kein Platz für Frau und Herrn T-Rex auf der Arche (wäre auch ganz schön eng geworden). Und leider auch keine endgültige Erklärung, warum sie Platz machen mussten für all jene Lebewesen, die erst lange nach ihnen entstanden sind. Hier und da gibt's ein paar entfernt verwandte Nachfahren. Aber auch die erinnern sich wohl nicht mehr an ihre Ur-ur-ur...-Ahnen.

Alles, was wir heute wissen, ist: In erdgeschichtlichen Dimensionen gedacht, ging es recht flott. Es dauerte, wenn man in derart großen Maßstäben denkt, nur einen »Augenblick«, bis die Tiere ausgestorben waren. Innerhalb weniger Tausend Jahre war alles vorbei. Und dabei dachten die Dinos, sie hätten noch alle Zeit der Welt vor sich ...

Stopp. Der letzte Satz war grober Unfug: Natürlich dachten die Dinos das nicht – denn für derart komplexe Überlegungen waren ihre Gehirne viel zu klein. Sie waren, um es salopp zu sagen, viel zu einfach gestrickt. Aber *wenn* sie hätten denken können ... dann hätten sie sich vielleicht zu großen Krisentreffen versammelt. Bis auf ein paar Faktenleugner hätten die mächtigen Tiere dabei vermutlich die immer deutlicher werdenden Anzeichen wahrgenommen, dass es für sie bald eng werden könnte. Sie hätten zumindest festgestellt, dass die Situation mehr und mehr aus dem Ruder läuft. Sie hätten vielleicht einen Plan ausgetüftelt, um dem Wandel der Zeiten zu begegnen.

Auch damals hätte es vermutlich Zögerer und Zauderer gegeben. Sie hätten sich lautstark zu Wort gemeldet und gerufen: »Lasst es uns langsam angehen, mit Bedacht. Wir sind schließlich die Krone der Schöpfung, stark und schön und mächtig. So schnell kann uns nichts und niemand etwas anhaben. Wir haben alle Zeit der Welt!«

Und dann? Dann wären sie trotzdem ausgestorben. Sie hätten schlichtweg keine Zeit mehr. Selbst ein Charles Darwin mit seinem »Survival of the fittest« hätte ihnen nicht weiterhelfen können. Denn die Dinos hätten diesen evolutionstheoretischen Gedankengang aufgrund ihrer mangelnden Englischkenntnisse garantiert falsch verstanden: Die »fittest«

sind nun mal nicht die »Stärksten« – sondern jene, die sich am besten an sich ändernde Umstände anpassen, um zu überleben.

Forscher*innen haben verschiedene Theorien aufgestellt, wie die Zeit der Dinos vor etwa 65 Millionen Jahren zu Ende ging. Manche vertreten die These, dass mehrere starke Vulkanausbrüche oder ein Meteoriteneinschlag auf der Yucatán-Halbinsel in Mexiko eine Kettenreaktion auslösten. Dass große Mengen an Lava und Staub das Land bedeckten und die Sonne verdunkelten. Dass giftige Gase alles Leben auslöschten und ein heftiger Klimawandel einsetzte, dem auch die Dinosaurier zum Opfer fielen.

In vielen Theorien zum Untergang der mächtigen Tiere taucht ein weiterer Gedankengang – in Variationen – immer wieder auf: Könnte es sein, dass die Dinos es schlichtweg verpasst haben, sich an eine sich mehr oder weniger rasant ändernde Umwelt anzupassen? Waren sie in ihrer evolutionären Entwicklung einfach zu langsam? Fanden sie in der Folge nicht mehr genügend Nahrung, keine geeigneten Lebensräume – und konnten sich nicht mehr in ausreichendem Maß fortpflanzen?

Wie man es auch dreht und wendet, was damals geschah: Die Zeit der Dinos ist unwiederbringlich abgelaufen.

Als Jugendlicher war ich ein großer Fan der *Jurassic Park*-Filme. Im ersten Film wird von dem Versuch erzählt, die Dinosaurier mithilfe von in Bernstein eingeschlossenem Genmaterial wieder zu neuem Leben zu erwecken. Kurzfristig ist die Aktion von Erfolg gekrönt. Mittelfristig gehen alle Versuche ganz gewaltig in die Hose und es endet in einer

Katastrophe. »Dinosaurier« passen einfach nicht mehr in diese Zeit und in unsere Welt. Ihre biologische Uhr ist abgelaufen. Die Dinos sind weg. Ein für alle Mal.

Heute ist unsere Zeit. Wobei mir manchmal schon der Gedanke kommt, dass es auch heute noch »Dinos« gibt. Wesen aus einer anderen Zeit. Die Kirche ist so ein Dino. Und ich arbeite für sie.

Könnte es sein, dass auch in diesem Fall die Uhr langsam abläuft? Oder dass sich das Tempo, mit dem die Entwicklung voranschreitet, bis keine Zeit zum Handeln mehr bleibt, sogar zunehmend beschleunigt?

Für eine Institution, die sich und ihre Gedankenwelt im Lauf von 2000 Jahren in einen behäbigen, schwerfälligen Dino verwandelt hat, scheint es jedenfalls nicht einfach zu sein, sich an Gegebenheiten anzupassen, die sich weiterentwickeln. Eine Gesellschaft, die sich ethisch und wissenschaftlich weiterentwickelt, scheint für die Kirche immer wieder eher eine Bedrohung als eine Chance zu sein. Statt Möglichkeiten zu suchen, wie man mit dem, was ist, friedlich koexistieren kann (das wäre ein Anfang), verteidigt der Dino knurrend und brüllend sein Revier.

Und auch wenn er schon lange im Sumpf feststeckt, tut er noch so, als könnte er wie gehabt und ohne Rücksicht auf irgendetwas voranschreiten und weiterziehen.

Auf seinem Weg hat der Dino immer wieder auch eine Spur der Verwüstung hinterlassen – und er tut es bis heute. Manches hat er achtlos platt getrampelt und umgerissen; er hat Menschen zutiefst verletzt – manchmal sogar ganz bewusst, in seinem Ringen, sich selbst zu verteidigen und sich keine Blöße zu geben.

Erschreckend und abstoßend ist auch sein Gehabe: Viel zu oft tut der Dino so, als ob die unübersehbaren Spuren seiner Verfehlungen peinliche Ausrutscher waren, die man doch bitte verzeihen möge. Nach dem Motto: Es waren halt andere Zeiten, er musste sein Revier verteidigen, ein Zurück hätte es nicht gegeben, Achtsamkeit wäre ohnehin nicht sein Ding. Und eigentlich sei er ein ganz Lieber ...

Bisweilen gelingt es dem Dino sogar, Menschen dazu zu bewegen, Mitleid mit ihm zu haben. Sie tätscheln ihm dann liebevoll den Kopf und flüstern ihm ein »Du kannst ja eigentlich gar nichts dafür« ins Ohr. Es sei die böse Welt, die ihn in die Ecke getrieben habe und ihn nun ausrotten wolle. Welch ein Trauerspiel ...

Vor etwa 2000 Jahren, als die Kirche entstand, war sie alles andere als von gestern. Sie war ein Hoffnungsschimmer für Menschen auf der Suche. Ein Licht in dunklen Zeiten. Ein Leuchtfeuer für Menschen in Not. Ein frischer Wind für jene, deren Leben eng und stickig geworden war. Jesus selbst benutzte wunderbare Bilder für das Reich Gottes, das anbrechen sollte: das Schiff, in dem er mit Fischern mitten im Sturm unterwegs war und in aller Seelenruhe schlief. Das Wasser und das Brot des Lebens, die alle umsonst bekommen. Oder das Bild des Guten Hirten, der sich um seine Schafe sorgt.

Die Christinnen und Christen der ersten Jahrhunderte waren wahre Meister darin, die Frohe Botschaft in die Lebenskontexte ihrer Zeit zu übersetzen. Mit Mut, Kreativität und Gottvertrauen waren sie unterwegs und erzählten von Gott auf eine Art und Weise, die von Menschen unterschiedlichster Kulturen verstanden werden konnte. Der Kern des

Glaubens, all das, was trägt, wurde weitergetragen; das theologische »Gebäude drum herum« mit großer Freiheit angepasst, erweitert und umgebaut. Manches, was nicht mehr passte, wurde mutig verworfen.

Im Lauf ihrer Entwicklung hat sich die Gemeinschaft der Christ*innen von einer winzigen religiösen Minderheit im vorderasiatischen Raum zu einer weltübergreifenden Volkskirche entwickelt. Zu »dem globalen Player« schlechthin. Das Christentum, die Kirche, konnte sich alleine deshalb auf der ganzen Welt ausbreiten, weil es so unglaublich agil, mutig und flexibel auf »den Zeitgeist« reagierte. Für die ersten Christen und Christinnen war klar: Wenn die Zeiten sich ändern, wenn Kulturen unterschiedlich ticken, dann ist es unsere Aufgabe, die Frohe Botschaft in einer passenden Form weiterzugeben. Nicht auf dem Vorgestrigen zu beharren, sondern Sprache und Ausdruck dem anzupassen, was den Menschen entspricht. Damit sie das, worauf es ankommt, verstehen können. Damit die Botschaft, die sie erzählt bekommen, auch etwas mit ihrem Leben zu tun hat. Konkret und greifbar.

Irgendwie sind uns Christ*innen diese Kreativität, dieser Mut, dieses Gottvertrauen im Lauf der Zeit verloren gegangen. Vom »frischen Wind«, der damals in der frühen Kirche wehte, ist vielfach gerade einmal ein laues Lüftchen geblieben, das nur noch wenige bewegt. Und aus dem lebendigen Schatz, den die ersten Christ*innen begeistert mit sich trugen, ist eine ziemlich angestaubte Bibliothek voller Regelwerke geworden. Was ist aus dem einst so agilen Wesen Kirche geworden ...?

Eine mögliche Antwort auf diese Frage könnte sein: »Sie wurde zu mächtig.« Und dass Macht ein fieses kleines Mist-

stück sein kann – ist hinreichend bekannt: Sie verleitet dazu, die eigene Position, den eigenen Besitzstand, die eigene Deutungshoheit mehr und mehr absolut zu setzen – und mit allen Mitteln gegen Verluste zu verteidigen. Macht immunisiert sich selbst gegen jegliche Form von Kritik und wird im Lauf der Zeit oft blind für berechnete, konstruktive Einwände und Vorschläge. Sie nistet sich ein in einer eigenen Welt, schottet sich ab und offenbart genau dadurch ihre große Schwäche: Sie bleibt stehen. Wird unflexibel. Beginnt zu bröckeln. Zerfällt.

Die Bedeutung der Kirche nimmt spätestens seit dem letzten Jahrhundert mit zunehmender Geschwindigkeit ab. Die Volkskirche ist offensichtlich an ihrem Ende angekommen. Die Menschen kehren ihr in Scharen den Rücken. Selbst in den »Hochburgen des Katholizismus« hat der Putz schon lange begonnen zu bröckeln.

Schuld daran ist nicht nur ein Beharren auf starren Strukturen und Regeln, die viele Menschen als weltfremd empfinden, sondern vor allem auch der Missbrauch, der in unterschiedlichsten Formen unter dem Dach der Kirche geschehen ist. Zehntausende Menschen wurden weltweit von Amtsträgern der Kirche missbraucht, verletzt und gedemütigt, ganze Existenzen zerstört und vernichtet. Für jeden einigermaßen vernünftig denkenden Menschen ist das kaum zu begreifen – mehr noch: völlig irrsinnig.

Hin und wieder scheint es so, als habe der Dino, von dem hier die Rede ist, inzwischen verstanden, dass seine Zeit abläuft. Versammlungen finden regelmäßig statt. Verschiedene Möglichkeiten, was zu tun ist, um das Blatt zu wenden, und wie es weitergehen könnte, werden diskutiert.

»Wir müssen etwas tun. Nicht irgendwann, sondern sofort. Am besten gestern!«, rufen immer mehr Christinnen und Christen auf der ganzen Welt. Darunter auch eine stetig wachsende Zahl von Ordensleuten, Priestern und Bischöfen. Es knirscht und brodeln mittlerweile nicht mehr nur im Verborgenen.

Viele engagierte Christ*innen fordern zu Recht eine stärkere Beteiligung an den Prozessen, die nun anstehen – allen voran die Frauen. Menschen, die sich nicht länger ausgrenzen lassen wollen, erheben ihre Stimmen. Sie sind nicht mehr zu überhören!

Verzweifelt versuchen manche »Bewahrer« nach wie vor, am Überlebenskonzept der Dinosaurier festzuhalten. Sie tun so, als ob der Wandel nicht längst eingesetzt hätte. Einige halten an der romantischen, jedoch unrealistischen Vorstellung fest, man könne Dinosaurier (so wie im Film *Jurassic Park*) wiederbeleben. Und wieder andere glauben, dass man nichts überstürzen müsse, weil noch genügend Zeit bliebe, um alles in Ruhe zu analysieren, bevor man einen nächsten Schritt macht, den man dann vielleicht bereuen müsste.

Unter jenen, die (noch) als Mitglieder in der Kirche geblieben sind, gibt es im Groben zwei Denkrichtungen und Grundhaltungen: Da sind jene, die von den »guten alten Zeiten« träumen und versuchen, sie so gut es geht festzuhalten. Andere fordern eine mehr oder weniger rabiate Kernsanierung. Nun könnten sich in der Theorie recht einfach und schnell Lösungen und Kompromisse finden, würden beide »Fraktionen« sich einvernehmlich auf den Ratschlag des Apostels Paulus einigen: »Prüft alles und behaltet das Gute!« (1 Thess 5, 21) Doch schon hier scheitert es an den grundver-

schiedenen Sichtweisen: Ist etwas schon alleine deshalb »gut«, weil es über Jahrhunderte lang eine Tradition war – wie zum Beispiel der Pflichtzölibat oder die Beschränkung der Weiheämter auf die männliche Hälfte der Erdbevölkerung? Und ist etwas schon alleine deshalb schlecht, weil es neu und bis dato unerprobt ist?

Die Stimmung ist angespannt, die Stimmen werden lauter. In etlichen Punkten liegen seit Jahrzehnten alle Argumente auf dem Tisch – ohne dass sich etwas sichtbar bewegt.

Genau hier sind wir an dem Punkt angelangt, der die Dinos vielleicht das Leben gekostet hat: Obwohl alle Möglichkeiten offenstehen – beispielsweise etwas Ungewohntes auszuprobieren, dabei zu lernen und möglicherweise noch einmal neu zu entscheiden –, bleiben wir beim Status quo.

Verpassen wir so den letzten Moment zum Umlenken? Warten wir, bis das Fundament so stark weggebröckelt ist, dass ein Totalschaden unvermeidbar ist? Warten wir einfach ab, was passiert, und sterben dann still und leise aus? Weil wir am Ende dann doch zu sehr den guten alten Zeiten nachhängen?

Apropos »die guten alten Zeiten«: Eine der großen Stärken der jungen Kirche war es, sich gegenüber einer sich rasant entwickelnden Welt offen zu zeigen. Den Anfang hat Jesus gemacht, indem er die fromme Blase seiner jüdischen Umwelt durchaus wertschätzte, sie aber nicht absolut setzte.

Er suchte Kontakt zu den »Unfrommen«, den Heiden, den Fremden, den Ausgegrenzten. Und er war dabei völlig frei von Berührungsängsten und einer lähmend-langweiligen »das haben wir schon immer so gemacht«-Denke.

Wenn man den Evangelien Glauben schenken kann, wusste Jesus schon früh, dass ihn genau das letztlich innerhalb von nur kurzer Zeit das Leben kosten wird.

Seine Nachfolger*innen, die ersten Christ*innen, gingen diesen Weg weiter. Das Neue Testament berichtet von der intensiven Suche früher christlicher Gemeinden nach Wegen, auch Menschen jenseits des eigenen Tellerrands zu erreichen und für die Frohe Botschaft zu begeistern. Das ging nicht ohne Experimente. Und es ging auch nicht, ohne die Kulturen »der anderen«, der Griechen, der Römer und vieler mehr, ernst zu nehmen und einzubeziehen.

Auf dem Weg von der Antike über das Mittelalter in die Neuzeit war die Kirche über weite Strecken die größte Förderin der Wissenschaften, der Medizin, der Philosophie und des Dialoges mit dem Islam.

Was müssen das für spannende Zeiten gewesen sein!

Zeiten, in denen Christ*innen und ihre Kirche mit Mut, Freude und Neugier auf das »Fremde« zuzingen. Mit der Bereitschaft, eigene Haltungen und Traditionen stetig weiterzuentwickeln. Gegebenenfalls sogar krass zu verändern oder fallen zu lassen. Mit der inneren Überzeugung, dass der Geist Gottes in der Zeit wirkt und stetig dabei hilft, die Frohe Botschaft besser zu verstehen.

Heute spricht man in manchen Kreisen vom »Zeitgeist« und rümpft dabei verächtlich die Nase. Man hat – wie einst die mächtigen Dinosaurier – Angst vor Veränderungen. Und man hält schon die Idee, über den eigenen Horizont hinauszublicken, für einen Frevel. Wann haben wir bloß angefangen, dem Heiligen Geist so sehr zu misstrauen?

Wie wird es ausgehen? Wird die Kirche am Ende einer der Dinosaurier der Weltgeschichte sein, deren Zeit irgendwann schlicht und einfach vorbei ist? Oder wird es ihr gelingen, sich zu erneuern und das Feuer der Frohen Botschaft weiterzutragen? Kann sich die Kirche so verändern, dass sie auch in Zukunft Menschen erreicht und begeistert?

Was sind dafür die Voraussetzungen? Und wie müsste Kirche sich an die heutige Situation anpassen, damit sie nicht nur über-, sondern auch aufleben kann?

Auf alle diese Fragen habe ich keine fertigen Antworten – aber in diesem Buch habe ich einige Gedanken und Ideen zusammengetragen, die ich Ihnen und euch mitgeben möchte. In dem Vertrauen darauf, dass viele Menschen gemeinsam dafür sorgen können, das es anders wird. Dass Kirche wieder agil und Hoffnung stiftend werden kann.

Ich habe die Hoffnung, dass Christinnen und Christen, die von Jesus und seiner Botschaft begeistert sind, gemeinsam jede Menge in Bewegung bringen können. Menschen, die mitdenken, die mutig und kreativ sind und etwas dazu beitragen wollen, dass wir nicht in das gleiche dämliche Fettöpfchen treten wie die Dinosaurier, die es längst nicht mehr gibt.

Carsten Leinhäuser



Die guten alten Zeiten

Einigen wenigen urzeitlichen Wesen ist es gelungen, sich bis in die heutige Zeit zu retten. Vielleicht denken manche jetzt an Reptilien wie Eidechsen, martialisch aussehende Chamäleons, die die Augen verdrehen können, oder Leguane. Aber die haben evolutionstechnisch gesehen nur wenig mit den mächtigen Urzeittieren zu tun. Am ehesten ist noch das Krokodil mit den Dinos verwandt. Im Erdaltertum haben beide gemeinsame Vorfahren: die Archosaurier, die zur Zeit des Mesozoikums lebten, das vor über 250 Millionen Jahren begann und vor 66 Millionen Jahren endete. Zu den Nachfolgern der Archosaurier, die damals zu den dominierenden Wirbeltieren an Land und in der Luft zählten, gehören: die VÖGEL. Unzählige Arten in den verschiedensten Größen und Farben bevölkern heute die Erde. Diese Tiere haben es geschafft, mit der Entwicklung Schritt zu halten, sich nach und nach anzupassen und zu überleben. Während die überwältigende Mehrheit ihrer Vorfahren schon vor Urzeiten aufgehört hat zu existieren.

Die Natur kennt großartige Veränderungsstrategien. Tiere, die acht Monate im Jahr umherstreifen, überwintern, indem sie sich zurückziehen und ihren Energiehaushalt so weit drosseln, dass sie monatelang mit ganz wenig auskommen.

Andererseits entsteht neues Leben dadurch, dass natürliche Prozesse geradezu verschwenderisch mit dem Verteilen von Samen umgehen. Im Frühling grünt und blüht es allenthalben.

Im kleinsten Detail liegt Schönheit. Im winzigen Tautropfen, im Tanz der Schmetterlinge und dem morgendlichen Gesang der Vögel.

Das eine vergeht, das andere wächst. Das Leben entwickelt sich.

Und wenn sich die äußeren Rahmenbedingungen ändern, sich beispielsweise die Trockenperiode, die sonst im Juli beginnt, deutlich früher als in der Vergangenheit einstellt, versuchen sich die Tiere und Pflanzen den neuen Gegebenheiten anzupassen.

Im Laufe vieler Generationen geschieht Evolution, stellt sich ein Wandel ein.

Auch wir Menschen passen uns an, soweit es geht. Wir stellen uns auf neue Situationen ein, ziehen uns warm an, nehmen Regenzeug mit auf die Reise, legen Vorräte an.

Aber angesichts mancher globaler Entwicklungen fällt es schwer, Schritt zu halten.

Neben dem Klimawandel stellen wir auch eine Erosion alter Gewissheiten fest.

Angst vor Veränderungen hilft nicht weiter. Zukunft gewinnen diejenigen, die neugierig und bereit sind, sich auf eine sich verändernde Welt einzulassen. Vielleicht sieht unser Leben in Zukunft ganz anders aus als bisher. Ob es schwerer oder leichter wird, wer weiß es?

Dauerhaft festhalten können wir kaum etwas. Es gilt vielmehr, den Wandel zu gestalten. Auch in der Kirche, in der wir uns als Christ*innen sammeln.

Wie schön wäre es, wenn es uns gelänge, so bunt und vielfältig wie die Vögel des Himmels unterwegs zu sein – quicklebendig und frei durch die Welt zu ziehen und dabei die DNA vom Reich Gottes weiterzutragen.

Wer will, findet Wege, wer nicht will, findet Gründe, weshalb es nicht geht, heißt es im Sprichwort. Ich will lieber das Unbekannte ausprobieren, als ewig darauf zu warten, dass sich das Leben auch ohne mein Zutun verändert. Denn es ist ein gutes Gefühl, gestalterisch, schöpferisch tätig zu sein. Zu leben – und sich nicht leben zu lassen.



Mittelgroße Hunde. Kleine Marder.

Bleiben wir noch einen Moment im Tierreich und schauen nach vorn: von den imposanten, längst ausgestorbenen Wesen zu den eher kleinen, quicklebendigen.

Eines davon hat kürzlich mein Hund Phil entdeckt. Der jugendliche, 35 Kilo schwere, vorwitzige Labrador-Fledermaus-Rindvieh-Kampfkuschler-Mischling liebt es, seine Nase überall reinzustecken. Jeden Tag erkundet er mit Hingabe eine Welt voller spannender Düfte, Geräusche und Eindrücke. Dabei definiert er ganz allein, was »lecker« oder zumindest interessant duftet. Sehr zum Leidwesen seines Herrchens scheint übrigens fast alles in diese Kategorie zu fallen ...

Am Ende der morgendlichen Schnuffeltour kommen wir am Pfarrhaus an, vor dem mein silberner Kombi steht. Während ich zielgerichtet zur Haustür eile und mich bereits auf einen heißen Kaffee am Küchentisch freue, kugelt mir ein heftiger Ruck an der Hundeleine fast das Schultergelenk aus: Phil ist an der Motorhaube des Wagens zum Stehen gekommen und riecht inbrünstig mit seiner feuchten Nase die komplette Fahrzeugfront ab. Dabei stehen ihm die Nackenhaare im steilen Winkel zu Berge und aus den Tiefen seiner Kehle er-

lingt ein dumpfes Grollen. Phil schaut mich an, dann wieder den Wagen. Und dann nochmals mich. Schließlich entscheidet er sich zum Angriff und verbellt die unschuldig dreinblickende Motorhaube. Immer wieder schaut er zu mir, als wolle er sagen: »Hey, Herrchen. Mach was! Da lauert eine Gefahr!«

Mit einem unguuten Gefühl in der Bauchgegend bringe ich mein völlig gestresstes Tier in die Wohnung, belohne es mit ein paar Leckereien und gehe zurück nach draußen. Vorsichtig öffne ich die Motorhaube und zucke blitzschnell zurück. Tatsächlich: Da ist etwas! Ein Marder streckt mir sein buschiges Hinterteil entgegen.

»Ey. Hau sofort ab!«, schreie ich das Tier an. Der Nager versteht offensichtlich kein Hochdeutsch und inspiziert weiterhin höchst interessiert die Verkabelung der Zündkerzen. Kurz überlege ich, ihn einfach am Schwanz rauszuziehen, entscheide mich dann zum Glück dagegen, denn Marderbisse sind echt fies – wie ich später nachlese. Stattdessen werfe ich den Motor an und hupe den Eindringling wütend davon.

Was der Marder im Auto zerstört hat – oder noch zerstören wird – und ob überhaupt, weiß ich nicht. Mal schauen, was die nächsten Tage bringen. Aber ich will checken, was man gegen diesen Eindringling tun kann ...

Was haben der mittelgroße Hund, der kleine Marder und der silberne Kombi mit der Kirche zu tun? Lange Vorgeschichte – schneller Schwenk: Nach außen hin präsentiert sich die Kirche gerne wie mein frisch geputzter Wagen, im Sonnenlicht glänzend. Dabei bietet sie ganz verschiedene »Modelle« an. Mal ist Kirche ein chromverzierter Oldtimer,

der von seinen Liebhabern gehütet wird wie ein rohes Ei. Mal ist sie der praktische Kleinwagen für die Stadt. Gerne wäre sie auch der familientaugliche Van. Und ab und an der fette, beeindruckende SUV, der überall durchkommt. Sozusagen ein »offroadfähiger Allrounder«. In manchen Fällen präsentiert sie sich auch als zukunftsfähiges, umweltfreundliches E-Auto. Das tut sie eher selten.

Eigentlich ist das eines der Dinge, die ich an meiner Kirche liebe und schätze: dass sie so vielfältig ist. Und dass sie eben nicht immer mit dem gleichen Einheitsmodell unterwegs ist – selbst wenn manche das gerne so hätten. In der Realität zeigt sich, dass die Kirche mit einem großen Fuhrpark in allen möglichen Formen und Farben aufwartet – gerüstet für die verschiedensten Einsatzzwecke. Theoretisch steht für jede denkbare Aufgabe ein Fahrzeug zur Verfügung. Es braucht nur ein wenig kluge Vorausplanung und Sachkenntnis, um das passende Vehikel auf die Reise zu schicken.

Der Nachteil ist: Ein Miteinander auf Augenhöhe ist nicht immer drin. Aus dem SUV-Fenster sieht man in die Weite – und auf den Mini-Fahrer herunter. Einige sind schon losgebraust, andere zuckeln hinterher. Und für den Betrieb mancher Fahrzeuge fehlt der Sprit oder ein Ersatzteil.

Zudem braucht es für den Betrieb einer derart breiten Fahrzeugflotte nicht nur einen guten Überblick, sondern auch jede Menge Fachpersonal, das sich mit den spezifischen Vorzügen und auch Nachteilen der Gefährte bestens auskennt.

Einige Wagen sind auch gar nicht mehr fahrbereit. Oder man scheut sich, das Teil aus der Garage zu holen, weil es längst nicht mehr den offiziellen Vorgaben für einen sicheren Betrieb entspricht.

Bei manchen älteren Fahrzeugen ist der Lack im Laufe der Zeit stumpf und unansehnlich geworden. Die Sitze sind durchgesessen, der Fahrspaß getrübt.

Ob Fahrzeuge, Organisationen oder Bewegungen – entscheidend ist der Motor, der alles antreibt. Dort fließt die Energie. Und im Motor entscheidet sich, ob Energie effizient genutzt oder teilweise als heiße Luft rausgeblasen wird.

Wenn der Marder sich einmal im Motorraum ausgetobt hat, kann für nichts mehr garantiert werden. Mit seinen scharfen Zähnen durchtrennt er Kabel und Schläuche – dann ist Feierabend. Rien ne va plus.

In Zeiten von unsäglichen Missbrauchsskandalen und krassem systematischem Kirchenversagen kann man bildlich gesprochen sagen: Da hat sich nicht nur *ein* Marder in den Motorraum, das Herz der Kirche, eingeschlichen. Da ist gefühlt eine ganze Marderhorde am (Zerstörungs-)Werk. Eine Horde, die das Vehikel Kirche in vielerlei Hinsicht verkehrsunsicher gemacht hat. In Folge wurden unzählige Menschen verletzt – manche nahmen sich wegen dieser Erfahrungen das Leben. Welch unsägliches, unnötiges Leid!

Den Marder muss ich an dieser Stelle in Schutz nehmen: Das Tier folgt seinem natürlichen Instinkt und wütet im Motorraum von Fahrzeugen, weil der Geruch seiner Artgenossen es aggressiv macht. Marder haben keine moralische Verantwortung – so nervig sie auch sein mögen. Aber die Täter und Vertuscher, die Machtgeilen und Ausgrenzenden, die das Herz der Kirche durch ihr Handeln beschädigen, wissen sehr oft ganz genau, was sie da anrichten. Ihre Ausreden und Ent-

schuldigungen sind fadenscheinig, falsch und oft genug verletzend.

Die »knurrenden und bellenden Hunde« haben schon vor langer Zeit angeschlagen. Wieder und wieder – über Jahrzehnte – haben sie überdeutlich und laut angezeigt, dass da etwas unter der Motorhaube der Kirche nicht in Ordnung ist. Was hat man alles versucht, um das Bellen zu beenden: Man hat den Hunden Knochen hingeworfen, um sie abzulenken und zu besänftigen. Hat nicht funktioniert. Man hat sie als kläffende Störenfriede bezeichnet, an die Kette gelegt oder vom Hof gejagt; in vielen Fällen hat man versucht, sie mit Maulkörben zum Schweigen zu bringen.

Erst, als die Ausfallerscheinungen nicht mehr wegzureden waren, hat man vorsichtig die Motorhaube geöffnet und mit großem Erschrecken festgestellt, welche Schäden die Marder im Lauf der Jahre angerichtet haben.

Jetzt hieß es: »Wir konnten doch nicht ahnen, dass da was nicht gestimmt hat. Wir wussten doch von nichts!«

Und Phil und seine Hundefreund*innen? Die sitzen kopfschüttelnd da und grübeln, ob sie sich wirklich die richtigen Weggefährten rausgesucht haben ...

Der Apostel Paulus zeichnet das Bild von »dem einen Leib und den vielen Gliedern«: Ist ein Teil krank, hat das Auswirkungen auf den gesamten Körper.

Du bist doch auch einer von denen!

Ich komme aus der Jugendarbeit und habe viele Jahre Seite an Seite mit Kindern und Jugendlichen von einer anderen, einer bunteren, einer gerechteren Kirche und Welt träumen dürfen. Kinder und Jugendliche haben mich gelehrt zu glauben; mich als Verantwortlichen immer wieder auch hinterfragt und damit geprägt.

Vor drei Jahren hat mich der Bund der Katholischen Jugend (BDKJ) darum gebeten, in einer Kommission mitzuwirken, welche die Aufarbeitung sexualisierter Gewalt in der Kinder- und Jugendarbeit in den Blick nimmt. Das Ganze sollte unter Einbeziehung von und in Abstimmung mit Betroffenen geschehen. Als Team haben wir Zeit gebraucht, um uns in die komplexe Thematik reinzufuchsen: So groß, so gewaltig, so kompliziert, so sensibel und manchmal einfach nur erschlagend ist diese Aufgabe. Immer wieder stellten sich uns die Fragen: »Sind wir mit dem, was wir tun, auf einem guten Weg? Handeln wir angemessen und richtig?« Und vor allem: »Wie denkt jemand als Betroffene*r über dieses oder jenes Vorgehen?«

Im Januar 2022 dachten wir in der Aufarbeitungskommission des BDKJ, dass wir auf der Zielgeraden sind. Vier Monate

später sollten wir unser Konzept vorstellen. Und mit jedem Tag wuchs der innere Druck. Hatten wir an alles gedacht? Werden wir unserer Verantwortung gerecht?

Dann werden am 20. Januar in München die Ergebnisse der dortigen Missbrauchsstudie vorgestellt. Weil ich einen Gottesdienst in der Gemeinde zu halten habe, kann ich im Lauf des Tages nur schnell die Überschriften der Nachrichten lesen. Das, was ich wahrnehme, erschreckt mich.

Im Gottesdienst vibriert meine Smartwatch. Ich habe vergessen, sie auszuschalten. Ein Freund schreibt mir eine Nachricht: »Kennst du den Begriff Schweinepriester? Was anderes fällt mir sonntags beim Blick auf den Altar nicht mehr ein. Dass Ihr Euch nicht den ganzen Tag schämt!«

Mein Kopf ist leer. Ich funktioniere, mache meinen Job. Spreche die Einsetzungsworte für die Eucharistiefeier: »Das ist mein Leib, der für euch hingegeben wird ...« Die Gemeinde merkt nichts. Äußerlich bleibe ich ruhig. Innerlich zerfetzt es mich.

»Was macht das mit dir, wenn du siehst und hörst, wie sich die Kirche den Menschen zeigt?«, fragen mich Freunde und Bekannte immer wieder. »Warum bleibst du noch dabei? Und dann auch noch als Priester!« »Du bist doch auch einer von denen!«

In solchen Momenten fällt es mir zunehmend schwer, meine Kirche zu verteidigen. Stattdessen erkläre ich mit brüchigen Worten, warum ich trotz allem immer noch an den guten Kern glaube, der mich begeistert und hält. Dass ich meine Verantwortung wahrnehmen möchte, indem ich mit vielen

anderen Christ*innen versuche, diese Kirche wieder zu einem Ort zu machen, der Menschen stärkt und befreit.

Weil es in dieser Kirche so viele Christ*innen gibt, die das Herz am richtigen Fleck haben. Und weil ich mit denen von innen heraus was ändern will.

Aber heute, an diesem Tag der schlechten Nachrichten, bin ich einfach nur leer. Habe keine Antworten – nur Fragen. Und ich fühle in mir eine unbeschreibliche Wut.

Die Hoffnung, dass *diese* Form von Kirche – die verletzt, verschweigt und Menschen in die Verzweiflung treibt – endlich stirbt.

Es ist an der Zeit, dass sich etwas ändert!

Was wächst. Was nicht. Oder: »Gärtnern für Hoffende«

Seit einem Jahr bin ich stolzer Besitzer eines eigenen Gartens, direkt hinter dem Pfarrhaus. Ein unzählbares Biotop, in dem irgendwie alles und nichts wächst. Beinahe unverschämt groß. Mit Wiese und Sumpf, stacheligen Brombeerhecken, Apfel-, Kirsch- und Birnbaum. Mit Maulwürfen, Wühlmäusen, Ameisen, Schnecken und allerlei Vögeln, die hier gerne Party machen. Ein Garten, in den mit Hängematten, Schwenkgrill und Strandkorb sowohl Brasilien als auch das Saarland und die Nordsee ein wenig Einzug gehalten haben. Ich liebe diesen Ort! Hier fühle ich mich zu Hause.

Die ersten Gehversuche als Gärtner habe ich auch schon gemacht – mit gemischtem Erfolg. Die Idee, teure Lavendelpflanzen in den Garten zu stellen und die Pflegeanleitung »nicht so viel gießen« allzu wörtlich zu nehmen, war nicht so doll. Der Lavendel ist jämmerlich vertrocknet. Ebenso wenig gelungen war die Idee, meine wunderschöne Wohnzimmerpalme umzutopfen und in den Garten zu stellen – vor den Eisheiligen. Mein Lerneffekt: Um ein guter Gärtner zu werden, musst du noch jede Menge üben ...

Andererseits gab's auch Erfolgserlebnisse: Im Frühjahr habe ich in einen kleinen Streifen des Gartens Wildblumen-

samen gesät. Lange ist nichts passiert. Bis im Sommer plötzlich – fast über Nacht – ein wunderbar bunt blühendes Blumenfeld voller Farben und Insekten entstand. Ich denke auch an die im Frühjahr im Haushalt übrig gebliebenen, bereits keimenden Kartoffeln, die ich ohne größeren Plan in die Erde geworfen und ihrem Schicksal überlassen habe. Daraus sind Kartoffelpflanzen geworden, die richtig gut gewachsen sind. Irgendwann konnte ich sie ernten und daraus ein paar leckere kleine Pommes machen. In das Erdbeer-Kohlrabi-Kräuter-Tomatenbeet habe ich jede Menge Arbeit, Liebe und Pflege gesteckt. Und ich wurde nicht enttäuscht. Am Ende gab es eine richtig gute Ernte! Körbeweise konnte ich leckere Kohlrabi und Tomaten pflücken und ins Haus tragen. Die selbst gezogenen Kräuter – Petersilie, Schnittlauch und Kerbel – dufteten herrlich und schmeckten natürlich viel besser als alles, was du kaufen kannst.

Manchmal habe ich den Eindruck, dass es sich mit meiner Arbeit als Pfarrer ganz ähnlich verhält wie mit der Gartenarbeit ...

Es gibt Dinge und Projekte, in die ich mit all meinem Wissen und aus vollem Herzen unglaublich viel Energie reinstecke. Dabei mache ich natürlich auch Fehler, dies und das misslingt. Schaut her – ich bin ein Mensch. Und manchmal scheitere ich sogar auf ganzer Linie. Ich habe mich so bemüht, alles dafür getan, was mir in den Sinn kam – aber es wächst einfach nicht. Die zarten Pflänzchen, die ich hege und pflege, vertrocknen und verkümmern, die so hoffnungsvoll begonnene Arbeit endet kläglich. Vielleicht, weil ich etwas falsch gemacht habe, weil ich zu ungeduldig war und zu schnell zu viel wollte. Weil ich in meinem Eifer gegossen habe und glaubte, dies würde dazu führen, dass ich früher

ernten kann. Dabei gibt es eine Regel: Pflanzen brauchen eine gewisse Zeit, um zu wachsen und Früchte zu tragen. Es hilft nicht, an den Trieben zu ziehen, um sie größer zu machen. Aber es liegt auch nicht alles in meiner Hand. Das zu wissen, tut gut. Es sind viele Faktoren, die beeinflussen, ob letztlich etwas gelingt, oder eben nicht. Vielleicht kommt etwas dazwischen und lässt die ganze Sache völlig unerwartet scheitern: Starkregen, Hagel, ein plötzlicher Kälteeinbruch, Schädlinge, die die jungen Triebe schneller vernichten, als man schauen und eingreifen kann. Das tut weh ...

Gleichzeitig gibt es winzig kleine Samen, die ich ausstreue und aus denen unerwartet und manchmal sogar ohne mein Zutun etwas wächst. Wie bei den Wildblumen oder den Kartoffeln. Das geschieht meist so »nebenbei«. Ohne den großen Masterplan, ohne riesigen Aufwand. Überraschend wachsen gerade da die schönsten Blumen und Früchte, wo ich es nicht erwartet hatte.

Schon cool, was Gott so wachsen lässt: »Wie der Regen vom Himmel fällt, die Erde tränkt und sie zum Keimen und Sprossen bringt, so ist es auch mit dem Wort, das meinen Mund verlässt«, heißt es in der Bibel.

Gott, der Gärtner, der seine Samen aussät. Der die Sonne scheinen lässt und Regen und Schnee schickt. Manche meiner »Gartenprojekte« lässt er wachsen und blühen. Und andere eben nicht. Sie gehen jämmerlich ein.

Manchmal bin ich deswegen echt sauer und wütend auf Gott, den großen Gärtner. Ich verstehe nicht, warum er manche meiner Projekte, in die ich so viel Kraft investiert habe, nicht wachsen lässt. Dass er zulässt, dass die jungen

Pflänzchen, in die ich so viel Zeit, Kraft und Liebe investiert habe, am Ende verkümmern. Dass meine Pläne scheitern. Vielleicht bin ich hin und wieder auch einfach nur blind und will nicht verstehen, dass einiges nicht wachsen kann, weil ich es versemelt habe. Zu viel, zu schnell, zu ungeduldig.

Und manchmal komme ich aus dem Staunen nicht mehr raus. Wenn ich sehe, wie Gott trotz allem, was ich und andere falsch machen, dennoch oft unerwartet Dinge wachsen und blühen lässt.

So ist Gott: ein Liebender. Einer, der Wunder geschehen lässt. Einer, dessen Handeln für uns oft rätselhaft bleibt. Ein Geheimnis.

Gott, der versucht, sein Wort auszusäen, und dabei die gleichen Erfahrungen macht wie ich mit meinem Garten – vieles gelingt und wächst, anderes verkümmert. Manchmal gelingt es ihm, uns mit seiner Frohen Botschaft zu erreichen. Dann wächst etwas, dann blüht es. Ziemlich oft aber sät er sein Wort völlig vergebens: Einfach weil wir's nicht hören wollen. Weil wir's falsch verstehen. Oder weil wir lieber unsere eigenen Pläne und Ziele verfolgen.

Trotzdem wird Gott nicht müde, es wieder und wieder zu versuchen. Er gibt nicht auf. Mit einer unglaublichen Geduld sät er sein Wort aus. Und er weigert sich, seinen Glauben an das Gute in uns aufzugeben. Seinen unerschütterlichen Glauben daran, dass *wir* seine Worte weitertragen und dafür sorgen können, dass seine Liebe konkret spürbar wird. Dass sie sich ausbreitet wie die Wildblumen auf dem Acker.